

Ludwig Ericson

Briefe in die Zukunft

oder Gedanken zum Thema Mensch

FISCHER & FISCHER
MEDIEN

Unverkäufliche Leseprobe der Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder für die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer Verlag

Ludwig Ericson
Briefe in die Zukunft

Ludwig Ericson

Briefe in die Zukunft

oder Gedanken zum Thema Mensch

FISCHER & FISCHER
MEDIEN AG

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

© 2005 by FISCHER & FISCHER
MEDIEN Aktiengesellschaft
Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main
Alle Rechte vorbehalten
Herstellung: Satz*Atelier* Cavlar / NL
Printed in Germany
ISBN 978-3-89950-083-7

Dies ist das Buch der Übertreibungen.

Oder ist dieser erste Satz bereits eine Übertreibung?

VORWORT

oder warum ich Briefe in die Zukunft schreibe

Dieses Buch ist ursprünglich als eine Reihe von Texten entstanden, die als »Quasibriefe« an meine Söhne gerichtet waren. Sie lagen dann über zehn Jahre in der Schublade, und ich erinnerte mich höchstens bei äußerst auffälligen Ereignissen in der Weltpolitik an sie. Meine erste Reaktion dabei ging in der Regel etwa in die Richtung, daß die eine oder andere Überlegung in den »Briefen« doch korrigiert werden müsse; immerhin widersprachen ja die neusten Geschehnisse meinen Theorien.

Gewöhnlich dauerte es aber nicht lange, bis sich die »neue« politische Situation nur als eine neue Variation der längst bekannten alten Tricks entpuppte. Dann staunte ich, wie wenig sich eigentlich wirklich veränderte. Die »Briefe« behielten am Ende hartnäckig recht, zumindest nach meinem Dafürhalten. Als sich das mehrmals wiederholte, fand ich den Mut, die Texte einigen guten Freunden zu zeigen und ließ mich dann schließlich dazu überreden, sie in eine Form umzuschreiben, die es erlauben könnte, die Briefe nicht nur an meine Söhne, sondern auch an andere Menschenkinder zu richten.

Aber warum sollte ich überhaupt Überlegungen zum Thema »Mensch« anstellen und sie dann jemandem schreiben?

Die erste Frage ist einfach zu beantworten. Schließlich sind wir Menschen etwas derart Unverständliches, daß Selbstreflexion eigentlich zu unseren täglichen Hauptbeschäftigungen gehören müßte.

Als Beispiel könnte der gewaltige Kontrast zwischen den manchmal beeindruckend edlen, aber dann auch immer wieder unglaublich primitiven Taten und Eigenschaften von uns Menschen angeführt werden.

Wir sind tagtäglich mit diesem Kontrast zwischen Gutem und Bösem in uns konfrontiert. Zu oft, um ihn überhaupt noch wahrzunehmen, wie es scheint. Bereits der erste Blick in eine Zeitung konfrontiert uns mit dem Abschlachten wehrloser, in den betreffenden Konflikt meist gegen ihren Willen hineingezogener Menschen. Gegen Ende des Artikels wird aber wahrscheinlich auch davon berichtet, wie Ärzte und Helfer freiwillig, oft unter Gefährdung des eigenen Lebens in das Kriegsgebiet vorzudringen versuchen, um den Überlebenden die verstümmelten Körper zu verbinden.

Wir können ein philosophisches Buch lesen und begeistert in der Weisheit und den edlen Gedanken des Autors schwelgen und sind doch täglich Zeugen sozialer Mißstände und menschlicher Ungerechtigkeit. Der Philosoph, der nach Wegen in eine bessere Zukunft sucht, und der Kriegsstifter, der für Tod und Elend verantwortlich ist, scheinen beinahe verschiedenen Gattungen von Lebewesen anzugehören.

Dieser Kontrast wird noch auffälliger, wenn wir beides, Edles und primitiv Brutales, in ein und derselben Person vorfinden. Der Wirt im ehemaligen Jugoslawien, der uns bei unserer Panne so nett geholfen hat, wirkte inmitten seiner Familie ausgesprochen freundlich, ja rührend. Einige Monate später tauchte er mit einer Schußwaffe in der Hand auf und schien zu einer biologisch völlig anderen – bösen – Spezies mutiert zu sein.

Nun haben sich schon viele Autoren dieses Rätsels menschlicher Eigenschaften angenommen und darüber nachgedacht. Die

Bücher dazu füllen ja heute bereits ganze Bibliotheken. Die Erklärungsansätze und dahinterliegenden Weltbilder sind vielfältig und spannend zu lesen. Aber meinen Wissensdurst, meinen Hunger nach Wahrheit, haben diejenigen, die ich gelesen habe, nicht gestillt. Vielleicht gibt es keine solche allumfassende Erklärung, keine absolute Wahrheit (oder zumindest keine, die wir dann als solche erkennen könnten), und jeder sollte selber versuchen, sich darauf seinen eigenen Reim zu machen.

Also habe ich versucht, einen historischen Trend in der Geschichte der Menschheit zu entdecken, eine kontinuierliche Zunahme von Freiheit, Frieden und Demokratie beispielsweise. Dies würde uns eine Grundlage liefern, um Prognosen über die weiteren Entwicklungen aufzustellen. Dies scheint aber auch in eine Sackgasse zu führen. Es macht den Eindruck, daß sich keine systematische Veränderung abzeichnet. Wir sprechen zwar vom Fortschritt der Zivilisation, von zunehmenden mentalen und moralischen Fähigkeiten der Menschheit, gleichzeitig nimmt aber auch die Anzahl der Toten und Mißhandelten stetig zu.

In einem nächsten Schritt könnten wir uns noch fragen, ob es Naturgesetze oder erkennbare Steuermechanismen gibt, welche die Richtung der Weiterentwicklung beeinflussen. Dann wüßten wir, ob etwas auf uns wirkt, das uns zunehmend »gut« oder »böse« macht. Im besten Fall könnten wir vielleicht sogar einen solchen Mechanismus zu unseren Gunsten nutzen.

Inmitten dieser Überlegungen glaubte ich eine Spur eines solchen Phänomens erblickt zu haben, dies spornte mich zur weiteren Suche an. Um diesen Gedanken in Worten festzuhalten, muß ich etwas ausholen und einen kleinen Ausflug ins Tierreich unternehmen.

»Gut« könnte man in der Natur wahrscheinlich das nennen, was das Fortbestehen einer Spezies im Kampf ums Überleben unterstützt, und »schlecht« das, was ihre Chancen gefährdet. Der Begriff »böse« ist erst für den Mensch reserviert, so etwa im Sinne von »bewußt, willentlich oder auch unnötigerweise schlecht handelnd«.

Wenn wir nun das Gute im Kampf ums Überleben in der Natur näher anschauen, zeigt sich ein recht komplexes und interessantes Bild. Wir begegnen hier einem Unterschied zwischen »Gut für ein Individuum« und »Gut für die Gattung«. Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man zunächst meinen, daß Merkmale oder Eigenschaften, die für ein Individuum einen Vorteil darstellen, auch automatisch für das Fortbestehen der Spezies vorteilhaft sein sollten. Dies trifft nun aber offensichtlich nicht zu. Wenn jedes Individuum ohne Rücksicht auf die Artgenossen nur das Maximum an Vorteilen für sich zu gewinnen anstrebt, wird das Fortbestehen der Art zwangsläufig gefährdet. Es läßt sich auch zeigen, daß ein gewisses altruistisches Verhalten genetisch bevorzugt wird. So stoßen beispielsweise viele Vögel beim Erblicken eines Feindes einen Warnruf aus, obwohl sie dadurch seine Aufmerksamkeit auf sich selbst lenken. Diese Eigenschaft hat sich aber als genetischer Vorteil etabliert. Ähnliches Verhalten ist natürlich in anderen, teilweise sogar noch beeindruckenderen Formen auch beim Menschen zu beobachten.

Bleiben wir aber noch bei den Tieren. Bei den »vorteilhaften« Merkmalen erkennen wir zwei deutlich zu unterscheidende Kategorien. Die erste dient der Anpassung an die Umgebung, der Nahrungsbeschaffung und dem Kampf gegen Vertreter anderer Spezies. Typische Beispiele solcher Eigenschaften sind ein dickes Fell, scharfe Zähne, unauffällige Farben oder auch schnelle Beine. Die zweite Kategorie soll Vorteile gegenüber eigenen Artgenos-

sen verschaffen, insbesondere größere Chancen gegenüber Rivalen, wenn es um die Gunst des anderen Geschlechts geht. Hier begegnen wir bereits ersten Rätseln. In der Tierwelt gibt es viele körperliche Eigenschaften und Verhaltensmuster zu erkennen, die als kontraproduktiv bezeichnet werden müßten. Das Rad eines Pfaus, die »schreienden« Farben werbender Männchen oder das unaufhörliche Streben nach einer höheren gesellschaftlichen Stellung in der Hackordnung der Gruppe können zwar durchaus zum Sieg in einem Rivalenkampf führen, aber eben auch direkt in den Bauch eines aufmerksam gewordenen Raubtieres.

So ist es auch nicht überraschend, daß jene Tierarten, welche um ihr tägliches Brot hart kämpfen müssen, ihre Energie und Aufmerksamkeit fast ausschließlich dem Überleben widmen. Ein Adler in einer an Kleintieren armen Gegend zum Beispiel. Er muß täglich unzählige Kilometer zurücklegen, um Nahrung aufzutreiben, und hat keine Zeit, lange über seinen Nachbarn nachzudenken oder sich hip zu kleiden. Dafür gehören aber seine Augen zu den Wundern der Natur. Dank seiner Flugkünste, seiner Kraft und Ausdauer kann sich aber auch er bewundernder Blicke sicher sein. In bezug auf seine Fortpflanzungschancen ist jedenfalls anzunehmen, daß ein Adlerweibchen eher auf einen flugtüchtigen »Super(Flatter-)man« steht als auf einen schillernd-schrägen Vogel.

Demgegenüber wirken einige der Wasservögel, die auf unseren Binnenseen hausen, recht verweichlicht. Sie haben selten Probleme mit der Nahrungsbeschaffung und können dementsprechend immer weniger fliegen, tauchen oder laufen. Wenn sie sich überhaupt um etwas bemühen müssen, dann um Brutplätze oder zur Fortpflanzung bereite Partner. Deswegen liegen sie auch endlos im Streit miteinander. Die Stellung innerhalb der Hackordnung

gewinnt gegenüber echten Fähigkeiten an Bedeutung. Somit ist es wichtiger, gut auszusehen oder aus einer besseren Familie abzustammen, als über Kraft, Ausdauer und scharfe Sinne zu verfügen. Darum erstaunt es nicht, wenn die Gänseweibchen aufgeplusterte Playboys bevorzugen. Am liebsten solche, die aus den Eiern der »Führergans« stammen.

Wenn die Konkurrenz unter den Artgenossen die Oberhand gewinnt, entwickeln die armen Tiere zum Schluß Eigenschaften, die man eigentlich als unnatürlich, bizarr oder gar monströs bezeichnen müßte. Ein Pfau mag dem menschlichen Auge gefallen, für ein Leben in der Natur ist er aber eigentlich verunstaltet. Auch das prächtige Geweih eines Hirsches ist seinem Träger, außer einigen wenigen Tagen im Jahr, nur im Weg. Eine Ratte im Kanalsystem der reichen industriellen Städte hat weniger Probleme mit der Nahrungsbeschaffung und muß praktisch keine natürlichen Feinde fürchten. Artgenossen, die einer anderen Gruppe angehören, sind für sie die größte Gefahr. Obwohl die meisten Tiere mit einer Hemmung ausgestattet sind, Angehörige der eigenen Spezies zu töten, wird eine Ratte, die bloß anders »riecht«, erbarmungslos umgebracht.

Unter diesem Blickwinkel ist die Situation des Homo sapiens sogar noch ausgeprägter als die der verwöhnten Wasservögel. Natürliche Feinde (außer ihm selbst) hat der Mensch schon lange keine mehr. Theoretisch wäre – zumindest vorläufig – genügend Nahrung für alle da. Gegen die etwas rauheren Seiten der Natur wurden längst technische Mittel entwickelt, die uns Menschen ein Leben in Wärme und Bequemlichkeit sichern. Ähnlich wie die Wasservögel verbringen wir die meiste Zeit und Energie mit Aktivitäten, die nur dem Aufbau oder der Aufrechterhaltung von Macht und Prestige innerhalb der Gesellschaft dienen. Es wäre ein leichtes, die menschlichen Analogien zur sinnlosen Pflege

eines Pfauenrades, der Zucht hinderlicher Hirschgeweihe oder dem allen Kriegen zugrunde liegenden, an großstädtische Ratten erinnernden Töten von Artgenossen, die bloß nach einer anderen Religion, Ethnie oder einem anderen, bedeutungslosen politischen Merkmal »riechen«, aufzuzeigen. Aber bleiben wir noch kurz bei der Dynamik der Entwicklung.

Gemäß der genetischen Lehre wird ein Merkmal im Einklang mit der Wahrscheinlichkeit zunehmen, mit der sich sein Träger – das Individuum – fortpflanzt. Wenn sich diejenigen Ratten, welche die Zusammengehörigkeit zur eigenen Sippe und die Feindlichkeit zu anderen Rattenvölkern besonders pflegen, schneller vermehren als friedfertigerer Artgenossen, verschiebt sich die Population in Richtung einer aggressiven, rivalisierenden Spezies. Theoretisch hätte der Pfau mit der Zeit ein doppelt so großes Rad, und die Ratten würden »Pogrome« einführen, wenn sich diese Eigenschaften als vermehrungsfördernd erweisen würden. In der Sprache der Genetik ausgedrückt, hieße dies, das entsprechende Gen hat sich etabliert. Zum Glück – jedenfalls für die Tiere – wirken in der Natur einer exzessiven Entwicklung selbstregulierende Prozesse entgegen. Irgendwann bezahlen die schillernden Exemplare ihre Pracht zu oft mit dem Leben, und die Population von zu militanten Ratten nimmt schließlich wieder ab.

Die Tierchen haben noch einen weiteren Vorteil. Sie verfügen über keine Möglichkeit, ihre eigene Entwicklung bewußt zu beeinflussen. Mit bewußt meine ich hier zielstrebig entweder ihr Erbmaterial zu züchten oder durch erzieherische Maßnahmen ihre Nachkommen planmäßig zu formen. So formuliert wirkt diese Feststellung lächerlich; natürlich können sie es nicht. Das Rad wird zwar durch die Wahl der Partner gezüchtet, und den Küken der Graugänse wird durch das Vorleben ihrer Mütter ver-

mittelt, ob sie »blaues Blut« haben und darum berechtigt sind, die Körner, die eine andere, weniger »edle« Gans gefunden hat, für sich zu beanspruchen. Aber weiter führt die Internalisierung nicht.

Tiere können das natürliche Gleichgewicht nicht signifikant verschieben. Wenn das Rad zu groß wird zum Leben oder wenn wegen der ständigen Zänkereien zu wenig Zeit bleibt zum normalen Fressen, stirbt die »Prominenz« mit den auffallendsten Schwänzen und den aufgeblasenen »Hackkönigen« einfach aus. Die Population oszilliert dann weiterhin um einen mehr oder weniger gesunden Zustand.

Stellen wir uns kurz vor, was passieren würde, wenn die Tiere aktiv das selber züchten könnten, was ihnen als Individuen den schnellsten Erfolg gegenüber Rivalen – und Rivalinnen – bringen würde. Zum Beispiel fände der Pfau einen Weg, sich ein beliebig großes Rad wachsen zu lassen. Vielleicht erfände er bei diesem Bestreben auch andere Tricks, etwa eine »Radperücke«. Wenn er bloß durch sein Aussehen den anderen Artgenossen genügend »überlegen« wäre, würde er bald auf die kümmerlichen Reste seines Gehirns, seiner Sinnesorgane und Glieder verzichten und nur seinen »Radstatus« pflegen. Hirsche würden – stehend oder liegend – ihr Monstergeweih präsentieren, Hornissen ließen sich vielleicht riesige Stacheln wachsen, mit denen sie sich schon bei der kleinsten Aufregung gegenseitig umbringen würden. Ratten würden früher oder später Methoden entwickeln, mit denen sie alle anders riechenden Individuen ausradieren könnten. Damit wir auch die Gänse nicht vergessen; der gesellschaftliche Status würde immer wichtiger werden, bis dann schließlich »Gänsekasten« entstehen würden. Die »besseren Familien« dürften bald nicht nur das Korn der »Plebejer« für sich beanspruchen, sondern würden es so arrangieren, daß ihnen aus dem vom gemei-

nen Volk gefundenen Futter jeweils ein Teil mit unterwürfig präsentem Schnabel gereicht werden müßte. Der Unterschied zwischen einer »armen« und einer »reichen« Gans würde dann ständig zunehmen.

Meine Phantasien über die Wirkung eines künstlich hervorgebrachten exzessiven Merkmals mögen unrealistisch erscheinen. Intuitiv erwarten wir, daß in der Natur ein Prinzip der Selbstregulierung herrscht. Ein Hirsch mit idealen Proportionen müßte doch die größte Anziehungskraft haben, sollte mehr Hirschkühe für sich gewinnen als eine an sich häßliche Mißgestalt mit maßlos vergrößertem Geweih. Dem ist (leider) nicht so, das Phänomen der »übernormalen Stimuli« ist im Tierreich (und bei Menschen) sehr verbreitet. Einfach ausgedrückt, die Wirkung eines Merkmals kann nach oben hin unbegrenzt sein.

Dazu möchte ich zumindest einige Beispiele des Wissenschaftlers Edward Wilson zu Illustrationszwecken anführen. Er experimentierte mit Eidechsen, von denen er wußte, daß sie auf das Merkmal der Körpergröße positiv reagieren. Dazu präsentierte er ihnen immer größere und noch größere Fotografien von Artgenossen. Diese Falsifikate wurden bevorzugt, obwohl zum Schluß die Monster auf den Bildern »die Größe eines Automobils« erreicht hatten. Ähnlich verhielten sich Schmetterlinge, die auf bestimmte Farben und Flügelbewegungen reagieren. Sie verloren das Interesse an ihren natürlichen Partnern und ließen sich von den Attrappen abwerben, wenn diese übermäßig strahlend und groß waren und sich ungewöhnlich schnell bewegten. »Der natürliche Instinkt des Schmetterlings folgt einer einfachen Regel: Nimm den Partner mit den größten, strahlendsten und sich am schnellsten bewegenden Flügeln, den du finden kannst.« Diese Strategie funktioniert in der Natur, denn ein realer Schmetterling kann nicht die Gestalt eines gigantischen Insekts erreichen. Seine

Larve würde nicht genügend Futter zum Überleben finden. Zum Schluß noch das Beispiel der Silbermöwen, die ihre eigenen Eier verlassen haben, wenn ihnen Holzattrappen von Eiern angeboten wurden, die »so groß waren, daß die Vögel nicht einmal auf sie hochklettern konnten«!

Diese amüsanter wirkenden Szenarien bergen eine für uns Menschen bedenkliche Gefahr in sich. Auch wir reagieren auf anziehende Stimuli, deren Wirkung »nach oben unbegrenzt« ist. Die Eidechsen folgten einer für sie wertlosen farbigen Kulisse aus Papier, wenn darauf ein attraktives Symbol zu erkennen war. Folgen wir vielleicht auch Symbolen der Größe, obwohl sie eigentlich nur bemaltes (Geld) oder beschriftetes Papier (politische Slogans) oder andere, in Wirklichkeit wertlose Kulissen sind?

Die Schmetterlinge waren bereit, ihr »normales« Leben für eine trügerische, schillernde Attrappe aufzugeben. In der menschlichen Gesellschaft gibt es unzählige Analogien zu solchem »Schein-, Prominenz- und Prachtstreben«.

Und die Möwen wollten Nachkommen, die allen anderen Küken überlegen wären. Zum Glück kann kein Möwenweibchen Eier legen, die größer sind als es selbst. Das daraus entstehende Wesen wäre eine unglückliche Kreatur.

Wie steht es bei uns Menschen? Nach welchen Maßstäben suchen wir unsere Partner, nach welchen Prinzipien erziehen wir unsere Kinder? Was streben wir für sie an? Glück und Harmonie oder doch eher Reichtum, Erfolg und Macht?

Somit sind wir wieder beim Menschen angelangt und können nun, hoffentlich ohne die gesunden Proportionen ganz aus den Augen zu verlieren, einen Blick auf unsere Gesellschaft werfen.

Meiner Meinung nach ist sie noch verunstalteter als jede der Analogien, die ich bisher bemüht habe. Einfach mit dem Unterschied, daß uns die Irrationalität unserer Machtverhältnisse nicht mehr auffällt, weil wir in eine solche Welt geboren wurden und in ihr täglich konditioniert werden. Vielleicht können wir uns aber vorstellen, welchen Eindruck wir auf ein rational denkendes, unvoreingenommenes Wesen, zum Beispiel auf einen hypothetischen Außerirdischen machen würden. Mit all unseren Kriegen, in denen es eigentlich um nichts anderes geht als um Machtumverteilungen. Aber auch mit unserem Sozialsystem, in dem die erarbeiteten Güter nicht nach dem geleisteten Arbeitsbeitrag, sondern nach Besitz von Geld oder Status verteilt werden. Manchen mögen meine Vergleiche naiv oder übertrieben erscheinen, wahrscheinlich sind sie aber im Gegenteil immer noch zu harmlos.

Es zwingt sich hier die Frage auf, ob wir Menschen in genau jene Entwicklungsfälle geraten sind, die in unserer theoretischen Überlegung aus dem Pfau ein »Showwesen« machte, das sich selber nicht mehr ernähren konnte, aus einer in Sippen lebenden Rattenart eine Spezies entstehen ließ, die durch Genozide charakterisiert ist oder die in einem Gänserudel zu einem unnatürlichen Geflecht von Beziehungen führte, in welchem die Mehrheit der Individuen die Güter erarbeitet und die Minderheit davon profitiert.

Dazu müßten wir zuerst überlegen, ob wir Menschen – im Gegensatz zu Tieren – die Möglichkeit einer planmäßigen Beeinflussung unserer Nachkommen besitzen. Vorläufig können wir unser genetisches Material nicht verändern. Wir können aber die Weltanschauung, Persönlichkeit und das charakteristische Verhalten unserer Kinder prägen. Sogar so sehr, daß aus eineiigen Zwillingen, die genetisch identisch sind, sich das eine Individuum

zu einem Kriegsstifter entwickeln und das andere ein sich selbst aufopfernder Helfer werden könnte. Es braucht nicht viel Phantasie, um sich vorstellen zu können, wie das Kind einer expansiv veranlagten Königsfamilie, welches seine ganze Kindheits- und Jugendzeit ständig mit Begriffen wie Macht, Sieg, Ehre, Genealogie, Inferiorität der Nachbarländer und ihrer Anführer zu einer größenwahnsinnigen Einstellung geformt wird. Das Leben Hunderttausender hat für so jemanden womöglich tatsächlich weniger Wert als der »Heilige Sieg«; wahrscheinlich ist er von der Richtigkeit des Überfalls auf das Nachbarland subjektiv überzeugt. Sein Zwilling Bruder wird aller Wahrscheinlichkeit nach einige ähnliche Charakterzüge aufweisen, wie zum Beispiel Extrovertiertheit oder Introvertiertheit, Mut oder Feigheit, wenn er aber nicht im Palast, sondern in einem Kloster aufgewachsen ist, kann er zu einem Retter und Märtyrer werden.

Wir nähern uns jetzt immer mehr denjenigen Themen, die mich zum Schreiben der »Briefe« motiviert haben. Wir Menschen können unglaublich edel, aber auch unglaublich barbarisch handeln. Das barbarische Handeln steht meistens im Dienste eines Machtkampfes, typisch für alle Spezies mit hohem Anteil an Rivalität. Und wir können unsere Kinder und dadurch die Welt, in der sie leben werden, entscheidend beeinflussen, indem wir sie zwar unbewußt, aber systematisch formen.

Es bleibt nur noch die Frage, ob wir es auch tun und insbesondere in welche Richtung. Da meine Söhne zur Zeit, als ich mich mit diesen Themen befaßt habe, gerade zu jungen Männern heranwachsen, verfolgte mich ständig die Frage, ob sie später zu den Mißhandelten, zu den Rettern oder vielleicht sogar zu den zum Bösen Verführten gehören werden. Das war Grund genug, aufmerksam zu beobachten, in welche Richtung sie durch unsere Gesellschaft und ihr soziales Gefüge gelenkt werden.

Dieses Thema allein würde ein Buch füllen. Offiziell predigen wir die Moral und das Gute. Ich befürchte aber, daß wir unterschwellig unseren Kindern vieles vermitteln, das ein Nährboden für Prägungen ist, welche böse ausarten können. Diese These kann ich nicht wissenschaftlich beweisen und will sie hier auch nicht lange behandeln. Zu dieser Ansicht kam ich einfach, indem ich die »psychosoziale Suppe«, in der unsere Kinder aufwachsen, auf Bestandteile geprüft habe, die nach »Pfauenrad-, Rattensippe- oder Gänsegesellschaftssyndrom« rochen.

Aus den vielen Beobachtungen hier vielleicht ein paar unsystematisch gewählte Beispiele:

Wir loben Teamfähigkeit, Kollektiv und Zusammenarbeit, belohnen aber bereits in der Schule individuelle Überlegenheit. Viele Lehrer verteilen Noten nicht nach dem angeeigneten Wissen und nach Beherrschen des vorgeschriebenen Lehrstoffes, sondern nach dem relativen Abschneiden im Vergleich zu den anderen Schülern. Für viele Eltern steht im Vordergrund, daß es die Kinder »zu etwas bringen«, sprich gesellschaftlich besser dastehen. Vielleicht könnten sie sich auch mal für die Seele der kleinen Menschen interessieren und nicht nur dafür, ob die Schulaufgaben auch brav gemacht wurden.

Wir verurteilen Kriege aus der nahen Vergangenheit, pflegen aber Geschichte in Bewunderung der siegreichen Oberhäupter darzustellen. Um ein Beispiel ohne aktuelle Empfindlichkeit zu wählen, gehört Alexander der Große zu den Großen, weil er viele Kriege »gewonnen« hat. Die Kriegsgeschehnisse und das Volk der eroberten Länder haben es aber wahrscheinlich anders empfunden. In einer Studie wurde anhand des vorhandenen historischen Materials eine Diagnose der Persönlichkeit von Alexander ausgearbeitet, mit dem Resultat, daß er wahrscheinlich an Paranoia litt.

Es wäre korrekter, ihn Alexander den Kranken zu nennen und zu zeigen, wie gestörte Anführer die halbe Welt in Krieg und Elend stürzen können.

Laut Lippenbekenntnis streben wir Gleichberechtigung von allen an, diese sieht aber einer Gänsehierarchie verdächtig ähnlich. Wenn zum Beispiel jemand aus den reichsten Schichten stammt, wird er immer mehr Geld besitzen, auch wenn er nichts tut oder bezüglich seiner realen Qualitäten zu den unfähigeren »Gänsen« gehört. Klatschzeitschriften werden ihn trotzdem als Prominenten abbilden, und andere Gänse werden es lesen und in Bewunderung über die Millionen sprechen, die bei seiner Hochzeit ausgegeben wurden. Die lesenden Gänse kommen nicht einmal auf die Idee, daß das Geld durch ihre eigene Arbeit erschafft wurde. Oder daß es hier eigentlich nicht viel zu bewundern gibt und daß es in der Welt von hervorragenden Künstlern, Denkern oder Wissenschaftlern wimmelt, die etwas Echtes geleistet und auch einiges Wertvolle zu bieten haben.

Vielleicht haben diese Beispiele nicht überzeugt. Dann bleibt dem Leser nichts anderes übrig, als solche Beobachtungen selber anzustellen. Ich wollte meinen Söhnen Denkmateriale liefern, das den in meinen Augen zu einseitigen gesellschaftlichen Vorstellungen etwas entgegensetzen würde. Weil ich das Gefühl hatte, ziemlich einsam gegen eine Flut von Einflüssen zu kämpfen, wollte ich meine Argumente pointiert darstellen und ein Buch der Übertreibungen schreiben. Als ich dann fertig war, schien es mir dann aber gänzlich an Übertreibungen zu fehlen. Nun, das mag jeder beurteilen, wie er will.

Den Empfänger eigener Briefe zu bitten, er solle sie doch zuerst grammatikalisch korrigieren und erst dann lesen, ist eigentlich nicht üblich. Ich habe diese ungewöhnliche Bitte trotzdem an

meinen Sohn Eric gerichtet und bin mit dem Resultat sehr zufrieden. Zunächst habe ich so sichergestellt, daß sie mindestens von einem Menschen gelesen wurden. Weiter fand ich die Grundidee nicht schlecht und möchte alle Leser ermutigen, das Buch für sich inhaltlich zu korrigieren. Vor allem haben aber meine Briefe dadurch extrem gewonnen. Seine Umformulierungen haben nicht nur die Lesbarkeit, sondern auch die Prägnanz erhöht, wofür ich mich hier herzlich bedanken möchte. Ich freue mich auf seine Briefe.

I

ERNSTES KAPITEL

oder über böse Gesetze, die walten

Ich glaube, daß ich über viele Situationen im Leben lachen kann. Auch wenn ich dabei selbst die Rolle des Hampelmanns spiele. Weiterhin glaube ich, daß mein Glossieren von lustigen Situationen, welche durch andere verursacht werden, eher den Charakter von gutmütigem Lächeln hat und keineswegs ein böses Auslachen ist. Sogar bei ernsten Themen, wie Nationalismus, Weltpolitik und Friedensverhandlungen, stelle ich fest, daß mir die Berichte über diese durchaus ernsten Angelegenheiten manchmal fast »späßig« vorkommen. Ich möchte dies anhand eines Beispiels demonstrieren.

Nehmen wir an, ich würde mich entscheiden, wieder einmal Zeitung zu lesen. Nanu, da wird in einem ausführlichen Artikel auf der ersten Seite über die wichtige Tagung einer Kommission für Abrüstung berichtet. Ein Uneingeweihter, ein Greenhorn der großen Politik sozusagen, müßte da jubeln und Luftsprünge machen, endlich wird dasjenige Thema behandelt, welches allen am Herzen liegt. Allerdings müßte so ein Anfänger nach dem ersten Lesen des Artikels unweigerlich zum Schluß kommen, die Redaktion habe die Überschrift verwechselt oder es seien sonst auf unerklärliche Weise Begriffe wie Kommission und Abrüstung in einen Artikel über sinnlose Streitereien eines Vorstadtvereins geraten. Und doch: unglaublich, aber wahr, das zweite Lesen läßt (leider) keinen Zweifel übrig. Es wird tatsächlich eine Versammlung beschrieben, zu der Delegierte aus der halben Welt ange-

reist sind. Sie haben auch ihre entsprechenden Fahnen mitgebracht und große Worte an noch größere Glocken gehängt. Nun muß aber wirklich jeder auf den Inhalt und die Resultate der Tagung neugierig sein. Doch jetzt kommt's: Der Inhalt der Tagung bestand in dem Versuch der Delegierten, einen Konsens darüber zu erreichen, ob sie sich ein weiteres Mal treffen sollen! Das ist alles. Erst wenn sie das nämlich wüßten, so werden wir belehrt, könnten sie bei der nächsten Zusammenkunft mit ersten Vorschlägen beginnen, wer dabei sein soll, wenn sie sich das übernächste Mal treffen werden, vorausgesetzt natürlich, daß sie sich auch nächstes Mal einigen können, sich ein übernächstes Mal zu treffen.

Der Kommentator verbrauchte dreiviertel seiner Kräfte und überstieg das Zehnfache meiner Geduld mit einer Analyse, welchen Einfluß es auf den weiteren Verlauf der Verhandlungen haben könnte, wenn bereits beim übernächsten Mal das angeblich heikle Thema der Teilnehmer angeschnitten werden sollte. Zugegeben, als Leser des Artikels war ich beeindruckt, wie weit die Folgen einer scheinbar so einfachen Entscheidung reichen. Die packende Darstellung des Autors war gespickt mit Namen und Funktionen, es wurden auch geheimnisvolle »gewisse« Kreise erwähnt. Einem politischen Insider war damit offensichtlich alles klar. Allerdings drehten sich alle Folgen dieser Entscheidung immer nur um die Politiker selbst. Etwa im Sinne, daß wenn X eingeladen wird, dann kommt er nur, wenn auch B dabei ist, was aber klar zu einer Absage von A führen würde; und wenn sich Y nicht im voraus mit Z abspricht, dann ist eh alles im Eimer; weil ja alle wissen, daß B mit Z erst dann spricht, wenn er weiß, daß A nichts dagegen hat! Sollte nun aber D erfahren, daß B sich mit Z geeinigt hat, wäre zu erwarten, daß er (D) gegen die Anwesenheit von X stimmen wird. Etwa in diesem Stil, aber natürlich noch viel komplizierter.

Ein bißchen verwunderlich war, daß im ganzen Artikel nicht einmal das Wort Abrüstung gefallen ist, sämtliches Geschehen hat sich auf der Ebene von Namen und deren Verknüpfungen abgespielt. Wie ich inzwischen weiß, ist es um andere politische Verhandlungen ähnlich bestellt, so daß solche Tagungen ohne weiteres mit Wahlkampagnen verwechselt werden könnten. Ich frage mich im stillen, ob die Kommentatoren tatsächlich immer wieder neue Berichte verfassen oder ob sie schlaue genug sind, einen alten Text aus dem Vorrat zu ziehen und einfach mit den aktuellen Namen zu versehen. Nun, wie der Artikel auch immer entstanden ist, mich hat er an Intrigen am Hof eines mittelalterlichen Königs erinnert, kombiniert mit Machtkampfdrohungen im Mafiorstand und abgeschmeckt mit einer Prise von Kafkas Alpträumen. Die komplexe Analyse gipfelte in der blendenden Feststellung, es sei sowieso äußerst unwahrscheinlich, daß das Thema der Teilnehmer in absehbarer Zeit überhaupt vorgeschlagen wird. Übrigens konnten sich die Delegierten auch nicht einigen, ob sie sich doch nochmals treffen wollen, und mußten nach zwölfstündiger Arbeit das Thema vertagen. Die Atmosphäre war ausgesprochen freundlich, und alle Teilnehmer brachten ihre Bereitschaft zum gegenseitigen Entgegenkommen zum Ausdruck.

Die Vorstellung, wieviel Tagungen notwendig sein werden, um das Problem der Teilnehmer zu klären, gefolgt von der Frage, wann das Zusammentreffen stattfindet, verbunden natürlich mit der delikaten Angelegenheit, auf welcher Ebene der Staatsmännerhierarchie dies geschehen soll und dann vielleicht auch die Schwierigkeit, worüber man eigentlich diskutieren wird, was allerdings zu der Notwendigkeit führen könnte, die Frage der Teilnehmer neu zu überlegen, das alles weckt den Eindruck, solche Gremien könnten unmöglich je zu einem Entscheid kommen.